

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 134 (2024)

Artikel: Ist alles in Ordnung?
Autor: Dahl, Caroline
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1051667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

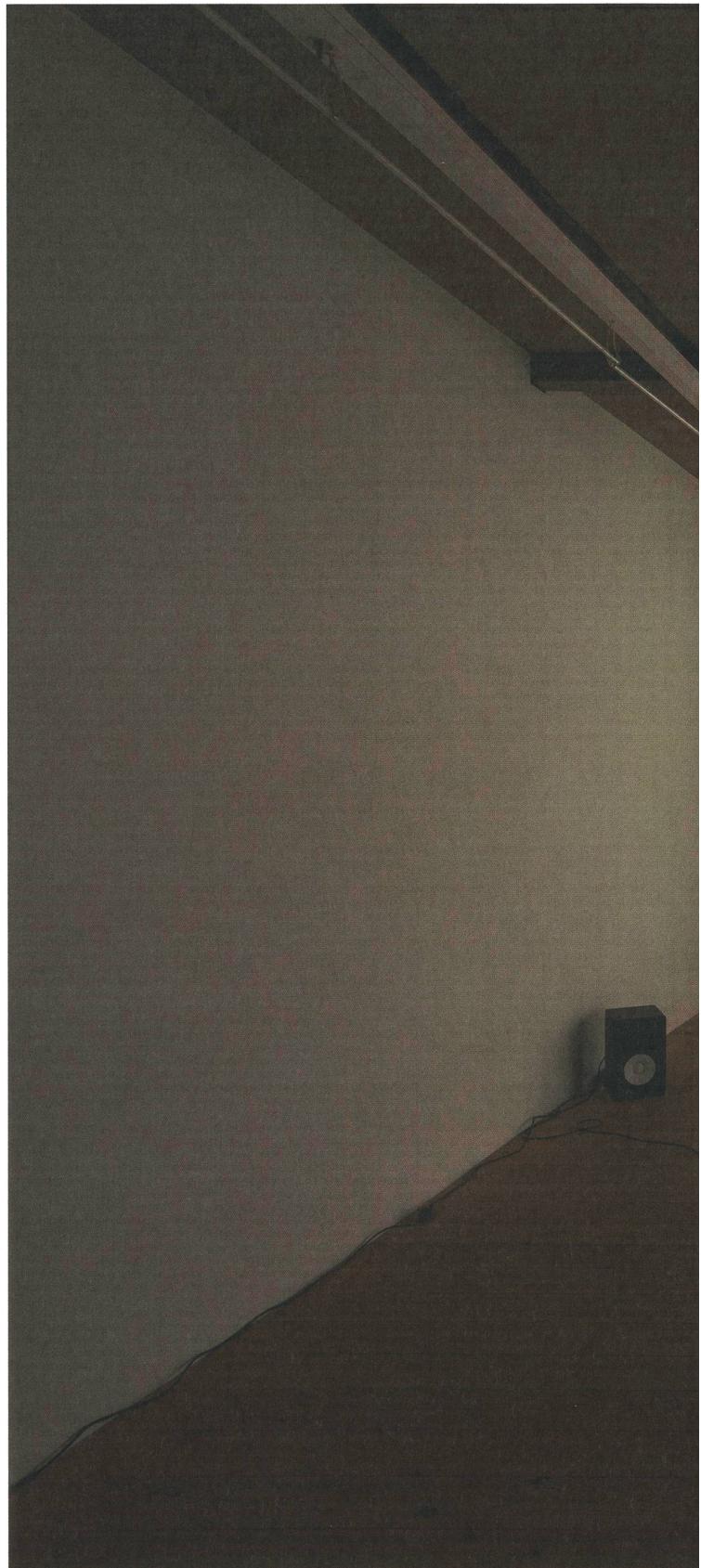
Terms of use

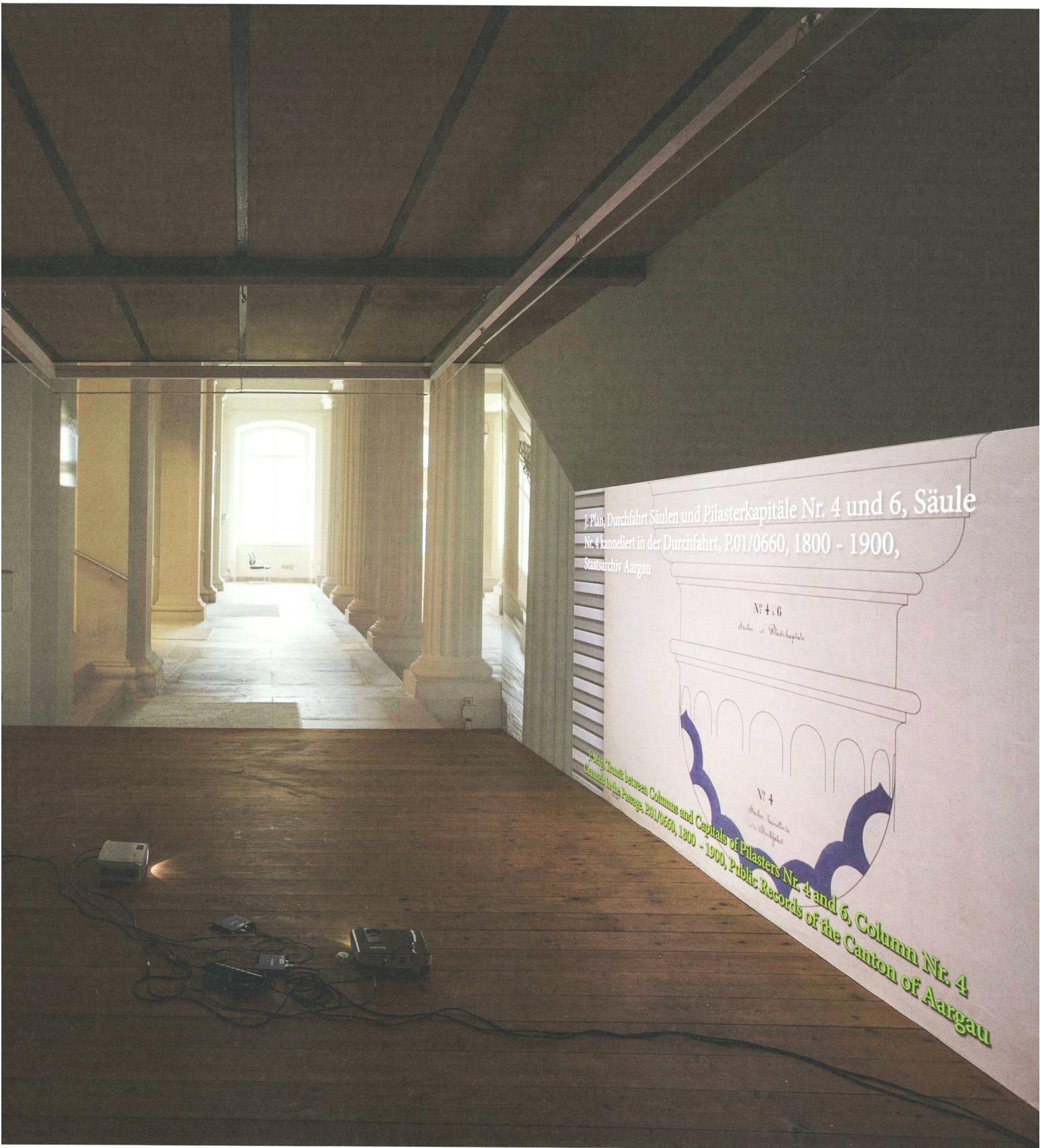
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Kopf
Werk von Lea Schaffner, 2023
(Bild: zVg)





Ist alles in Ordnung?

Text Caroline Dahl

Lea Schaffner ist Konzeptkünstlerin. In ihrer Arbeit «Aus dem Kopf, From the Head (by Heart)» setzt sie sich mit einem bestimmten dunklen Kapitel in der Medizingeschichte der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt in Königsfelden auseinander. Wie wichtig dabei ein Eigenwilliges Archiv ist, das sie erst selbst erstellen musste, wurde ihr klar, als sie in den offiziellen Archiven vor allem eines fand: Baupläne.

I Eine Innenschau. Von aussen – aus dem Kopf

Am Anfang stand ein Wort

Und beim Recherchieren um das Wort tauchte bald ein Name auf. Es folgten viele Geheimnisse, leere Stellen, weisse Flecken und Fragen, die auf die Konzeptkünstlerin Lea Schaffner (34) einwirkten.

Das Wort lautet: Leukotomie. 1935 vom portugiesischen Neurologen und späteren Nobelpreisträger António Egas Moniz entwickelt, bezeichnet es die neurochirurgische Operation, bei der diejenigen Nervenbahnen, die Thalamus und Frontallappen verbinden, sowie Teile der grauen Gehirnsubstanz bewusst durchtrennt werden. Der Eingriff ist irreversibel. Er hat starke Nebenwirkungen und ausgesprochen starke Veränderungen an der Persönlichkeit zur Folge.

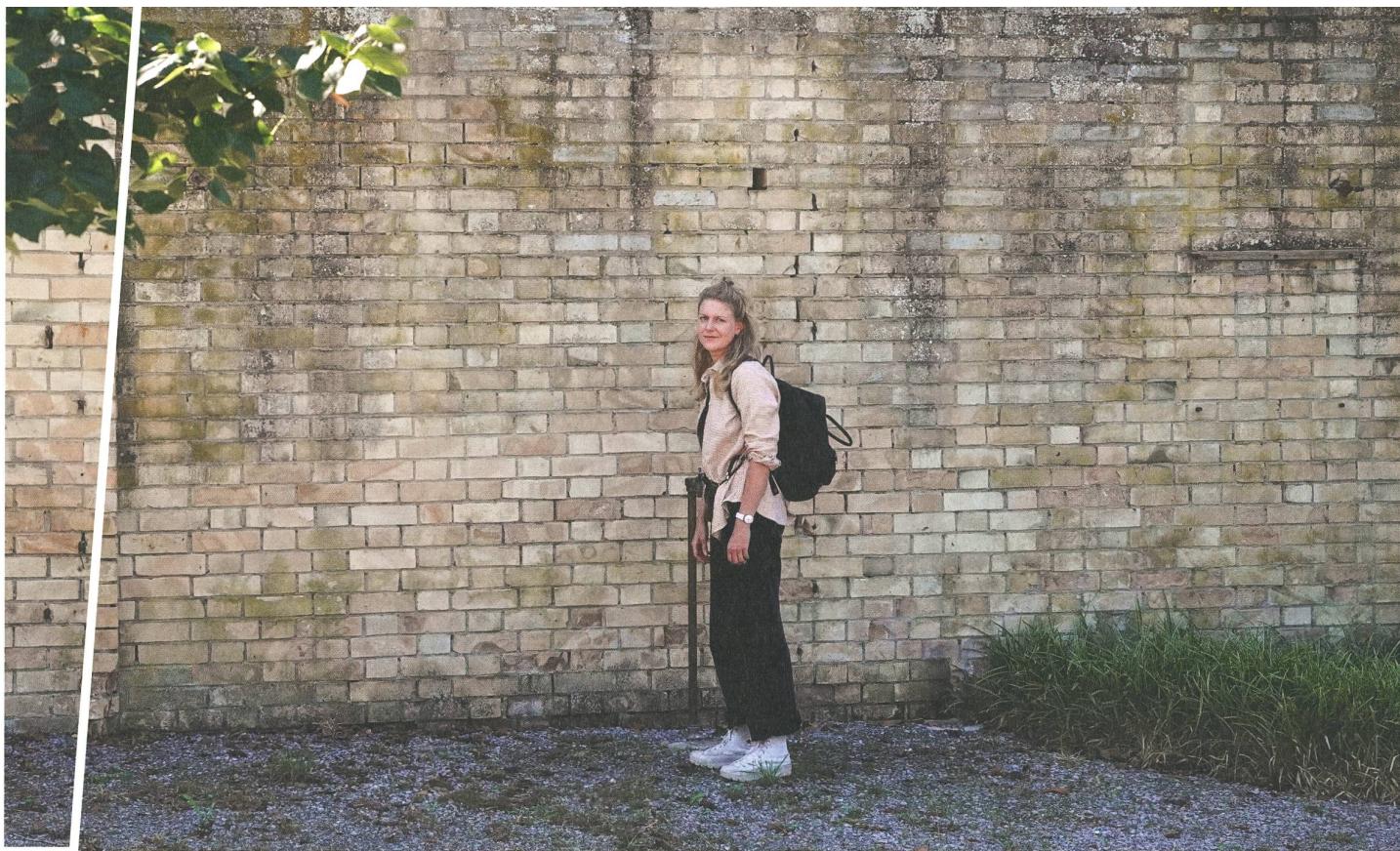
Der Erfinder dieser Methode war der Ansicht, dass fehlerhafte Nervenfasern für allerlei psychische Leiden und chronische Schmerzen verantwortlich seien und mit psychochirurgischen Behandlungen, die man in der Nachkriegszeit in psychiatrischen Anstalten anwendete, geheilt werden könnten.

Die Methode der Leukotomie wurde in der Schweiz auch in der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt in Königsfelden, den heutigen PDAG (Psychiatrische Dienste Aargau AG) praktiziert.

Die in Brugg geborene Lea Schaffner wuchs in Hausen auf. Keine halbe Stunde zu Fuss entfernt von der Heil- und Pflegeanstalt in Königsfelden. Lea Schaffners Kindheit und Jugend war begleitet vom Bewusstsein um *die Psychi*, von beklemmenden Gefühlen, von Gerüchten bis zu Drohungen, mit *dem gelben Wagen* abgeholt zu werden.

Die weissen Flecken, das dunkle Geheimnis

Weiss, hell, glänzend bedeutet das altgriechische Wort *leukós* und *tomé* *Das Schneiden, der Schnitt*. Das chirurgische Instrument, womit der Eingriff durchgeführt wird, heißt entsprechend Leukotom. Vorher wird ein Loch in den Schädel gebohrt, damit das Chirurgeninstrument hindurch passt und die Chirurgenhand *Das Schneiden, den Schnitt* vollziehen kann.



Leukotomie

Lea Schaffner begann zu recherchieren. Sie führte Gespräche mit Historikern und Historikerinnen, um mehr über die Leukotomie und ob und wie oft sie in Königsfelden angewandt worden war, herauszufinden. Viel war es nicht.

«Die einzige zusammenfassende Information, die ich über psychochirurgische Eingriffe in Königsfelden gefunden habe, stammt aus der Klinikfestschrift von 1972», schrieb ihr ein Historiker im Juli 2022, mit dem sie persönliche Korrespondenz führte. «Günther Bressler berichtet darin, vermutlich aus eigener Erinnerung, dass nach dem Zweiten Weltkrieg an etwa zwei Dutzend Königsfelder Patientinnen und Patienten solche Eingriffe vorgenommen wurden. Genauere Angaben habe ich zur Zeit nicht», teilte der Historiker mit.

Im Staatsarchiv Aargau fand Lea Schaffner Baupläne von Königsfelden aus den Jahren 1800 bis 1900. Patientenakten und Behandlungsprotokolle unterliegen dem Datenschutz, die Konzeptkünstlerin hat darin keine Einsicht nehmen können.

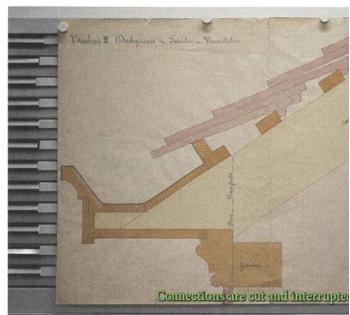
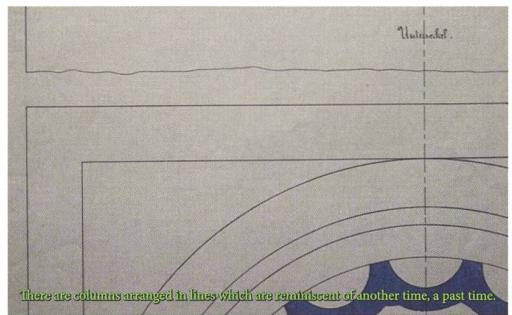
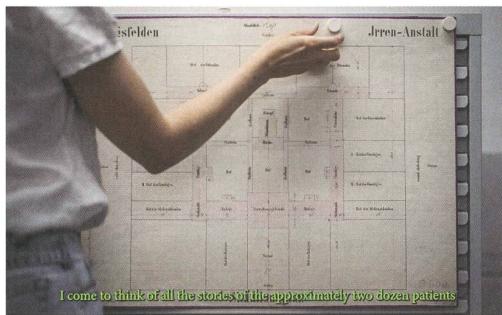
Die Geschichten, die in der Geschichte der Leukotomie verborgen liegen, blieben dunkle Geheimnisse, irreversibel abgeschnitten von der Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit der Königsfelder Geschichte zu diesem Thema. Es war das unerforschte, nicht erschlossene Gebiet einer Erinnerung, in dem sich Lea Schaffner vorzutasten begann.

Weil die Konzeptkünstlerin ausser zahlreichen Bauplänen nicht viel anderes Archivmaterial fand, benutzte sie diese kurzerhand als eine Form von Passepartout und konzentrierte ihr künstlerisches Interesse auf das Gebäude selbst, entschlüsselte die architektonischen Aussagen der Institution. Der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt in Königsfelden gab sie den märchenhaft anmutenden Namen *Gebäude der Geheimnisse*.

Was heute klingt wie ein Schauermärchen, war in der Nachkriegszeit Realität. Auch in der Schweiz: Mindestens 1000 Personen wurden einer Leukotomie unterzogen.

In den USA war Rosemary Kennedy eine jener Personen, bei denen die Verbindung der Nervenbahnen gekappt wurde. Die Schwester von John F.

Lea Schaffner entdeckt auf dem Gelände der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt in Königsfelden ein Stück Mauer. Vielleicht eine sichtbare Erinnerung?
(Bild: Caroline Dahl)



Videostill
Aus dem Kopf, From the Head
(by Heart)
2-Kanal-Videoinstallation,
17:00, Loop, Sound
Lea Schaffner, 2022
(Bilder: ZVg)

Kennedy war 23 Jahre alt, als *Das Schneiden, der Schnitt* Thalamus und Frontallappen für immer trennten.

Das Tor zum Bewusstsein, Säulen der Erinnerung

Der Thalamus, der auch als *Tor zum Bewusstsein* bezeichnet wird, ist die grösste Ansammlung von Nervenzellen des Zwischenhirns. Sämtliche Sinnesindrücke aus der Um- und Innenwelt des Körpers werden im Thalamus gesammelt, gefiltert und im Prozess der Bewusstwerdung an die Grosshirnrinde übermittelt.

«Zuvor», so erzählt Lea Schaffners Stimme zu den Bildern in ihrer Videoinstallation *Aus dem Kopf, From the Head (by Heart)*, «galt Rosemary Kennedy als eigensinnig, war wohl zu laut, zu unkontrollierbar, teilweise sogar jähzornig. Eine Gefahr für die Familie, die Ordnung, die Pläne.»

Die Baupläne hingegen führten Lea Schaffners Blick von aussen ins Innere des *Gebäudes der Geheimnisse*. Sie studierte die Architektur und das, was sie speicherte, erinnerte und der Betrachterin vielleicht wieder freigab. «Die Tür zur Eingangshalle des Hauptgebäudes ist offen. Es reihen sich Säulen aneinander, erinnern an eine andere, vergangene Zeit. Das Gebäude der Geheimnisse und die Säulen wurden 1872 fertiggestellt. Erbaut auf demselben Boden, auf dem einst die 13., die 21. und die 11. römische Legion stationiert waren.»

«Wie viele Säulen braucht es, um sich an vergangene Zeiten zu erinnern? Wie viele Säulen braucht es, um ein Gebäude der Geheimnisse zu tragen?»

Und wie viele Säulen braucht es, damit ein Gebäude, das vielleicht schwer an seiner eigenen Geschichte leidet, unter den dunklen Kapiteln in seiner Vergangenheit und an den schweren Schicksalen, die hier ihren Anfang, Verlauf oder ihr Ende nahmen, nicht zusammenbricht? «Für die Herstellung der gesellschaftlichen Ordnung und die Integration in eine Gemeinschaft sollten Patientinnen durch die Leukotomie sozial *geheilt* werden. Mehr oder weniger. Oder wenigstens *gebessert* die Anstalt wieder verlassen. In eine Ordnung. Eine bestimmte Ordnung», erzählt Lea Schaffner in der Video- und Audioinstallation. «Dafür nahm man auch zahlreiche Nebenwirkungen und eine starke Persönlichkeitsveränderung in Kauf. Manchmal sogar den Tod», und die Kamera ruht in Split-Screen-Einstellung: links der munter plätschernde Springbrunnen vor dem Hauptgebäude der PDAG, wie es 2022 mit blauen Bannern geschmückt war für das 150-Jahr-Jubiläum; rechts ein Architekturplan, oben in der rechten Ecke steht «Irren-Anstalt».

Das Eigenwillige Archiv

Doch sind es nicht die Einzelschicksale, die Lea Schaffner aufarbeitet. Es sind die Geschichten an sich, die Arten, wie sie erzählt und nacherzählt werden, und ganz besonders die Möglichkeiten, wie sie erinnert und wiedererinnert werden, was von ihnen aufbewahrt bleibt. Es sind die unsichtbaren und eigenwilligen Subjekte, die Lücken, die Leerstellen in der Geschichte, die Lea Schaffner inspirieren. Das Buch *Eigenwillige Subjekte* der britisch-australischen feministischen Kulturwissenschaftlerin Sara Ahmed hat Lea Schaffner den Anstoß zum Eigenwilligen Archiv gegeben. Davon motiviert, mittels der sogenannten



Eigenwilligen Archive neue Formen des Erinnerns zu finden, hat die Kunstschaffende Lea Schaffner versucht, das Archiv nicht als Gebäude oder Keller mit Aktenablagen und Ordnern zu sehen, sondern den Begriff auszudehnen und zu fabulieren, was ein *Eigenwilliges Archiv* alles kann, alles sein kann und was es erinnern kann. Wird es andere Verbindungen zwischen unterschiedlichen Quellen und Fakten herstellen? Oder kann es sogar Fakten mit Fiktion verweben, Geister wecken, gar eigensinnige, zu laute, unkontrollierbare, zum Teil sogar jähzornige Narrative aktivieren und sichtbar machen, die einst still und stumm gemacht wurden durch *Das Schneiden, den Schnitt*.

Lea Schaffner hat sich in Königsfelden auf Spurensuche an einen Ort voller Geheimnisse begeben. Sie war durch den Inhalt der Archive zum Blick von aussen auf ein fiktives Inneres gezwungen. Dabei hat sie das Archiv in seiner Funktion als kollektives Gedächtnis und in seinem Anspruch, überhaupt ein Archiv zu sein, weil es in ihm ein sichtbares Ordnungssystem gibt, hinterfragt.

In ihrer Video- und Audioinstallation hat sie eine eigenwillige Vorgehensweise gewählt, um ein Eigenwilliges Archiv als narratives Archiv anzulegen, das einer eigenwilligen Ordnung folgt: derjenigen, die im Kopf herrscht.

Aus dem Kopf, From the Head
(by Heart)
Lea Schaffner, 2022
2-Kanal-Videoinstallation, 17:00,
Loop, Sound
Ausstellungsansicht,
Zimmermannhaus, Brugg, 2023
(Bild: zVg)





II Ateliergespräch mit Lea Schaffner

Lea Schaffner, wir treffen uns heute in Ihrem Atelier in Zürich zum Gespräch. Hier erhalten die Filme, die Sie als Konzeptkünstlerin in Video- oder Medienkunst machen, den letzten Schliff. Ja, hier schneide ich die Filme und vertone sie. In meinem Atelier bin ich sehr gern.

In Ihrem Film *Aus dem Kopf*, in dem Sie über Königsfelden nachdenken, setzen Sie bei der sprachlichen Unterlegung iterativ den Ausdruck *mehr oder weniger ein*. Was hat Sie dazu bewogen? In meinen Arbeiten greife ich oft Textpassagen auf, bringe sie in Verbindung und wiederhole sie. Bei der Recherche in den Texten über Leukotomie oder Lobotomie fiel mir auf, dass viele Angaben vage blieben, was mich bei einem medizinischen Eingriff erstaunte. Ich finde es spannend, mit der Sprache zu arbeiten, und verdeutliche und verstärke vorgefundene Ausdrucksformen durch die Wiederholung. Wo es in den Texten um Zahlen ging, bemerkte ich, dass oft Wörter wie «mindestens» oder «weniger als» eingesetzt wurden - es sind Schätzungen. Sie bildeten in meiner Arbeit ein wiederholendes Element.

«Wer weiss, was Eigenwillige Archive noch alles sein können, und vielleicht werden sie immer grösser und konkreter, und möglicherweise entwickelt sich daraus ein Vorschlag, wie man in Zukunft archivieren kann»: Lea Schaffner in ihrem Atelier in Zürich
(Bild: Caroline Dahl)

Kann man sagen, dass Wiederholung ein Stilmittel in Ihrer Kunst ist?

Ja, aber die Wiederholungen werden unterschiedlich eingesetzt und können immer andere Bedeutungen haben. Ich glaube, es war Gertrude Stein, die gesagt hat: «Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose.» Und eine meiner Dozentinnen hat es so ausgelegt, dass die Rose durch diese Wiederholung noch nie so rot gewesen sei. Gerade in der Sprache finde ich Wiederholungen sehr interessant, sie sind ganz bestimmt Teil meiner künstlerischen Sprache. Ich setze Wiederholungen auch im Bildschnitt ein und visualisiere sie.

In Ihrem Film zu Königsfelden setzen Sie eine Bildschirmaufteilung ein, den Split Screen. Ist das eine Analogie zur Leukotomie, wo mit einem Schnitt in die weisse Masse des Gehirns die zwei Hemisphären getrennt werden, die nie mehr zusammengefügt werden können?

Nein, das nicht. Ich wollte die verschiedenen Materialien, die ich zur Verfügung hatte, zusammenbringen und gegenüberstellen. Hauptsächlich arbeitete ich mit alten Plänen des Gebäudes, und

ich wollte das Innere und das Äussere verbinden. Das Innere, das ich nicht erreichen konnte, die fehlenden Informationen und die Geheimnisse, mit dem Äusseren, das architektonisch Sichtbare, die Fakten, die Aussenperspektive. Jedoch finde ich, dass einige Architekturpläne mit ihren Verstrebungen und Leitungen durchaus etwas Anatomisches haben, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem menschlichen Gehirn.

Der portugiesische Neurologe António Egas Moniz, der das Verfahren der Leukotomie begründet hatte, erhielt 1949 den Nobelpreis für Medizin für die *Entdeckung des therapeutischen Wertes der Leukotomie bei bestimmten Psychosen*. Die Preisverleihung war schon damals umstritten. Wie hat das Ihre Arbeit beeinflusst?

Ich habe immer versucht, mich in diese Zeit hineinzuversetzen. Ich kann mir schon vorstellen, dass der Eingriff im ersten Moment als bahnbrechend eingeschätzt wurde, bis man ein paar Jahre später merkte, dass er nicht den erwünschten Erfolg erzielte. Ein Arzt erklärte mir, dass der Eingriff aus medizinischer Sicht relativ einfach sei. Als Chirurg konnte man ein paar Mal zusehen und ihn dann selbst durchführen. Es sind minimale Eingriffe mit schwerwiegenden Folgen. Ein Loch im Schädel, ein Schnitt, that's it. Man versprach sich viel davon, nämlich dass man die sogenannte psychisch *Kranken* beruhigen oder *heilen* könnte.

In den USA haben viele Leute dafür gekämpft, dass Moniz der Nobelpreis aberkannt wird. Ein Nobelpreis geht in die Geschichtsbücher ein, und er wird somit erinnert. Über die betroffenen Personen gibt es nur vage Zahlen.

Man erinnert den Nobelpreisträger, aber nicht die dunklen Seiten, die zu seinem Ruhm führten. Die Folgen für die betroffenen Patientinnen – es waren zum grossen Teil Frauen – und Patienten waren sehr unterschiedlich, nicht vorhersehbar und werden nicht gern erinnert. Das hat mich beschäftigt, dem bin ich nachgegangen.

In Ihrer Arbeit setzen Sie sich stark damit auseinander, was Ordnung ist und wo sie sichtbar gemacht wurde oder wird.



Das stimmt. Und es war absurd. Als ich die Aufnahmen machte, waren die ganze Zeit Leute am Aufräumen und am Ordnungschaften. Die Gärtnner mähten den Rasen, jäteten in den Blumenrabatten, schnitten Hecken, alles wird kontrolliert, in Ordnung gebracht und gepflegt. Ich weiss gar nicht, wie präsent dieses Element im Film wahrgenommen wird, aber für mich ergab sich dadurch eine weitere Ebene in der Auseinandersetzung mit dem Ordnen und dem Pflegen als Tätigkeit und der Definition einer gewissen, bestimmten Ordnung.

Hat diese Beobachtung Ihre Arbeit ergänzt oder eher kontraktiert?

Es war beides. Manchmal haben sich diese Bilder von innen und aussen aneinander gerieben, manchmal sich ergänzt. Diese Gegensätze habe ich bewusst eingesetzt. Im zufälligen Austausch mit einem Landschaftsarchitekten, der den Garten einer medizinischen Institution in der Schweiz anlegte, kamen zudem andere Fragen auf. Er erzählte mir, dass der angelegte Garten bei einem personellen Wechsel in der Institutsleitung auf einmal nicht mehr als zeitgemäß gelte. Wir fragten uns gemeinsam, wer bestimmt, wie ein Garten vor einer Institution oder Klinik eigentlich aussehen soll.

In Ihrer Arbeit zeigen Sie zudem auf, dass Frauen viel öfter mit einer Leukotomie behandelt wurden als Männer.

Das war einer der Gründe, wieso ich auf das Thema gestossen bin, und es erstaunte mich nicht. Die Zeit nach dem Krieg war wahrscheinlich eine Zeit nach dem Chaos und mit dem Wusch nach Ordnung. Es war ebenfalls eine Zeit mit klaren Rollenbildern. Verhaltensweisen, die aus einer bestimmten Ordnung fielen, lösten Ängste aus.

Videostill
Aus dem Kopf, From the Head (by Heart)
2-Kanal-Videoinstallation, 17:00,
Loop, Sound
Lea Schaffner, 2022

Ich gehe davon aus, dass aggressives, lautes, auffälliges Verhalten von Frauen anders gelesen und eingeschätzt und diagnostiziert wurde als von Männern. Kurz gesagt, Frauen wurden die fürsorglichen, emotionalen Eigenschaften zugewiesen, während bei Männern Stärke und Kraft als *von Natur aus gegeben* galten. Ich glaube, dass das heute noch spürbar ist und diese Rollenbilder stark verankert sind. Obwohl diese Bilder zu bröckeln beginnen, sind vermutlich Diagnosen und Therapien nicht losgelöst vom Geschlecht.

Hat sich an dem Muster etwas geändert, dass man Patienten, die sich nicht gemäss einer Normalverteilung benehmen, beruhigen muss, damit sie ein angepasstes Leben führen können, oder haben sich nur die Methoden und Medikamente verändert?

Aus den Texten, die ich für meine Arbeit gelesen habe, geht hervor, dass man die Leukotomie in vielen Ländern nicht aktiv verbieten musste. Die Operation wurde durch das Aufkommen und den Einsatz von Psychopharmaka in den 50er- und 60er-Jahren abgelöst. Die Operation wurde überfällig. Heute forscht man wieder an Eingriffen oder Behandlungsmethoden im Hirn mittels Hirnstimulationen. Dabei werden aber keine Nervenzellen durchtrennt, und ich denke, auch dabei geht es darum, Leuten zu helfen und Symptome zu lindern.

Trotzdem finde ich, es wird nach wie vor viel zu wenig oft die Frage gestellt, was *Kranksein* überhaupt heisst und woher unsere Vorstellungen von neurologischem «*Kranksein*» und *Gesundsein* geprägt sind.

Auf was für Antworten sind Sie gestossen?

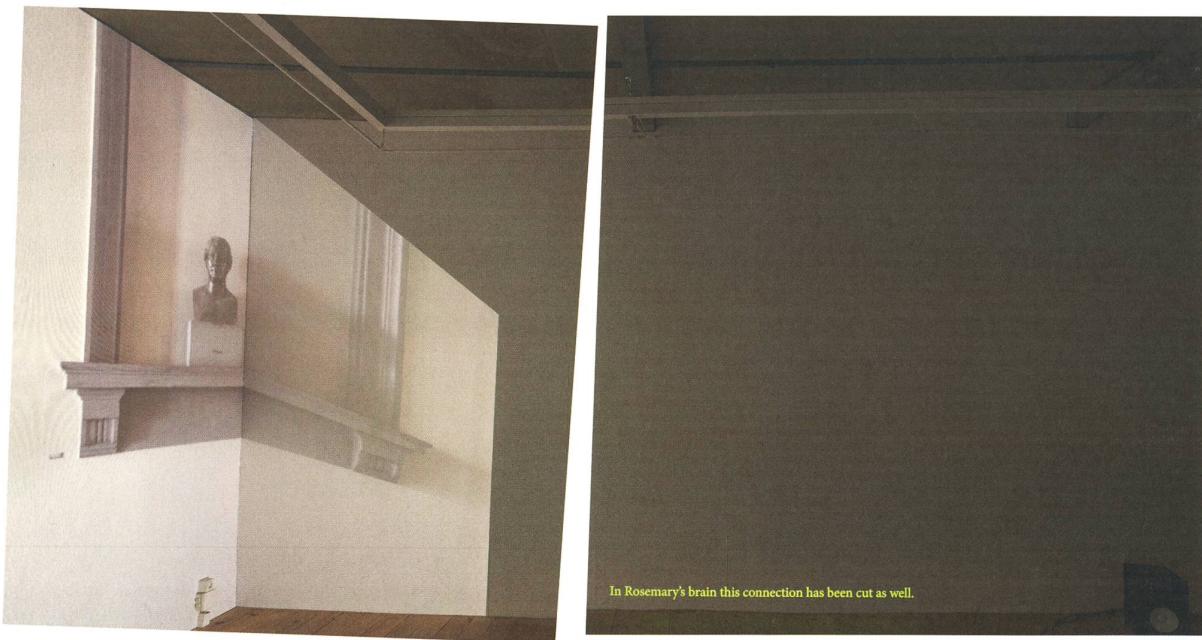
Dass es eine positive Entwicklung für ein Bewusstsein von Diversität gibt, die auch Formen von neurologischen Unterschieden anerkennt und allenfalls ein besseres Zusammenleben von Personen mit unterschiedlichen Voraussetzungen ermöglichen könnte.

Ist die Gesellschaft schon so weit, dass sie unterschiedliche neurologische Erscheinungsformen unter dem Dachbegriff Diversität gelten lässt?

Nein, ich glaube nicht, dass die Gesellschaft schon so weit ist, aber es gibt Leute, die sich sehr stark genau damit befassen. Ich denke, vor 20 Jahren wurde beispielsweise ganz anders über einen Klinikaufenthalt oder die Einnahme von Psychopharmaka gesprochen als heute, was ich eine gute Entwicklung finde. Trotzdem müssen noch viele Betroffene gegen Stigmatisierungen kämpfen.

Wie ehrlich ist es, dass die Gesellschaft zumindest vorgibt, immer diverser zu sein? Ist das nicht eine Ambivalenz bis hin zur Verlogenheit,

Aus dem Kopf, From the Head
(by Heart)
Lea Schaffner
2022
2-Kanal-Videoinstallation, 17:00,
Loop, Sound
Ausstellungsansicht, sic!
Elephanthouse, Luzern, 2022
(Bild: Andri Stadler)



die bequem mit einem Term bemäntelt wird: Unter der Optik *Divers* kann alles gleichgemacht werden, und man muss sich mit dem Anderssein gar nicht mehr wahrhaft auseinandersetzen.

Ich stimme dem teilweise zu. Aber die Idee, dass auch Akzeptanz eine Möglichkeit darstellt, miteinander zu leben, ist sicherlich stärker geworden, und das ist begrüßenswert. Es gibt einen anderen und neuen Spielraum für eine Diskussion darüber, wo unsere Leistungsgrenzen sind und wie wir leben und arbeiten möchten.

Kommen wir auf das *Eigenwillige Archiv* zu sprechen, das ein elementarer Teil Ihres künstlerischen Schaffens ist. Was ist damit gemeint?

Auf die Eigenwilligkeiten der Archive wurde ich durch Sara Ahmed aufmerksam. Ihre Texte zur Eigenwilligkeit haben mich inspiriert. Ich frage mich immer wieder, was ein Eigenwilliges Archiv eigentlich alles sein und welche Formen es annehmen kann. Oft verbringe ich für meine Arbeiten viel Zeit in Archiven. Ich liebe es, nach Dokumenten und Spuren zu suchen. Es kommt immer etwas zum Vorschein. In meiner Arbeit konnte ich in den Archiven kaum Material zu der Geschichte der Leukotomie in Königsfelden finden, weshalb ich versucht habe, mich der Institution in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg über die Pläne anzunähern. Ich stellte die Pläne in einen anderen

Kontext und schreibe ihnen so eine ganz andere Funktion zu.

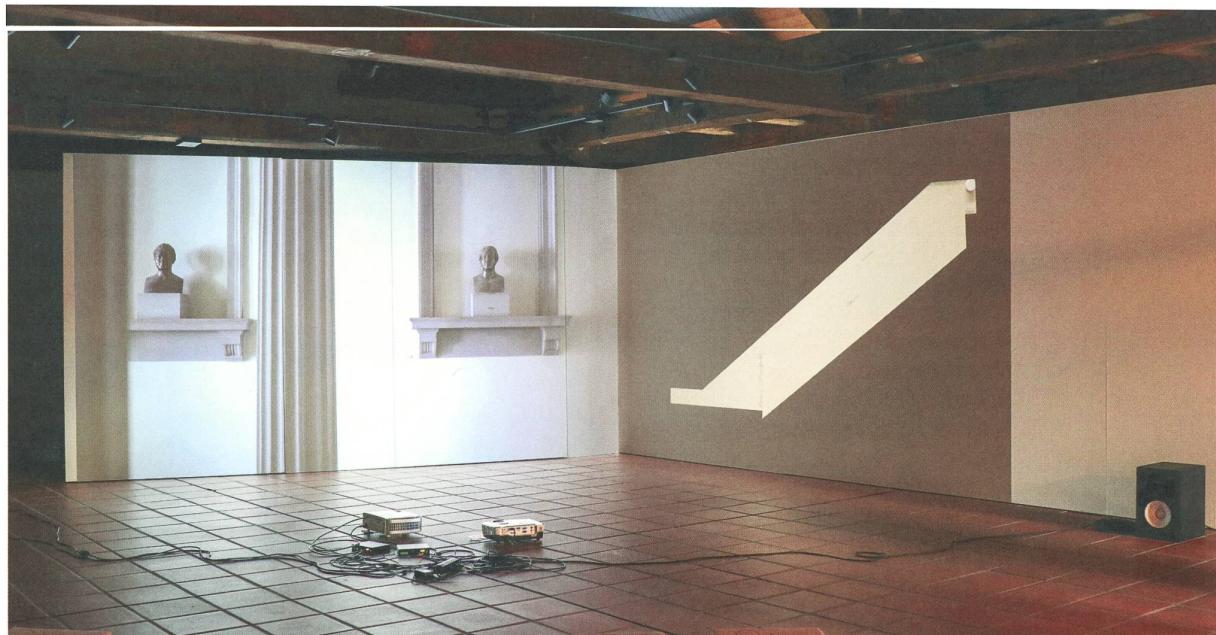
Welche Funktion?

Wenn man Dokumente in andere Reihenfolgen bringt, kombiniert mit anderen Fakten, neue Verbindungen findet und diese beispielsweise mit eigenen Erinnerungen und Erfahrung kombiniert, dann entsteht für mich eine andere Form von Archiv – ein eigenwilliges. Ein Eigenwilliges Archiv beispielsweise kann fiktionale und faktische Elemente zusammenbringen, ohne auf eine einzige festgeschriebene Wahrheit abzuzielen. Vielleicht werden durch die Eigenwilligen Archive mehr Fragen aufgeworfen und gestellt als beantwortet. In einem herkömmlichen Archiv befinden sich beispielsweise Karten, Pläne und Jahresberichte. Dort kommen sie nicht mit etwas zusammen, das aus dieser Ordnung fällt. In einem Eigenwilligen Archiv hingegen werden Dokumente und Fragmente neu kombiniert – und das ermöglicht andere Formen des Erinnerns.

Welche Fragen haben Sie sich beim Recherchieren immer wieder gestellt?

Vor allem die Frage, wie Geschichten eigentlich erzählt werden. Es ist sehr wichtig, dass es historische Institute gibt, die alles ganz genau dokumentieren und ordentlich sammeln und Kategorien zuordnen.

Aus dem Kopf, From the Head
(by Heart)
Lea Schaffner, 2022
2-Kanal-Videoinstallation,
17:00, Loop, Sound
Ausstellungsansicht,
Zimmermannhaus, Brugg, 2023
(Bild: zVg)



Meine Arbeit ist keine Kritik daran, im Gegenteil. Ich finde es spannend, mir zu überlegen, welche Geschichte und Geschichten Eigenwillige Archive erzählen können. Und ob sie weniger wahr sind – oder eben mehrere Wahrheiten zulassen.

In Ihrer Arbeit haben Sie ein eigenes Eigenwilliges Archiv erstellt, inspiriert von Sara Ahmed.

Wie sah es aus?

Ich habe mich letztlich im Text doch für eine lineare Form entschieden, für eine Ordnung von A bis Z. Das Thema hat mich auf ganz vielen Ebenen beschäftigt, teilweise für diffuse Gefühle gesorgt, und ich spürte, dass ich einen Rhythmus und eine Reihenfolge brauchte. Die alphabetische Abfolge gab die Struktur vor und hilft vielleicht, meine Gedanken besser zu verstehen. Die Frage, was Eigenwillige Archive sind, beschäftigt mich noch immer, ich studiere viel daran herum.

Sie studieren, was Eigenwillige Archive können und was andere Archive nicht können.

Ja und nein. Diese Gegenüberstellung ist nicht zentral in meiner Arbeit. Die Eigenwilligen Archive beherbergen ja auch die Dokumente und Informationen von den herkömmlichen Archiven. Es interessiert mich, das Archiv als Form weiterzudenken. Gewöhnlich sind Archive an Gebäude gebunden, an Keller, an eine perfekte Aufbewahrungstemperatur, an Schachteln, und sie sind abhängig von der Entscheidung, was genug Wert hat, aufbewahrt zu werden. Abhängig von der Abwägung durch Personen, die entscheiden oder Kriterien erarbeiten, was wichtig für die Geschichtsschreibung ist und was nicht. Dabei gibt es Material, das nicht behalten wurde, das verschwunden ist, gar nicht aufgeschrieben wurde. Wie geht man damit um? Ich finde es spannend, das herauszufordern.

Ihre neueste Arbeit ist ein Rundgang durch Baden. Eine Weiterführung der Arbeit in Königsfelden oder etwas ganz Neues?

Ich habe die Auseinandersetzung weitergeführt und behauptet, dass ein Eigenwilliges Archiv auch eine Bewegung, ein Rundgang sein kann. Ich schlage einen Rundgang durch Baden und durch den Ausstellungsraum vor. Es geht um Dienstbotinnen in Baden zur Zeit der Industrialisierung.

Die Badenerinnen und Badener, welche die Ausstellung besucht haben, werden nun vielleicht beim Vorbeigehen an den thematisierten Gebäuden an die Dienstbotinnen denken. Somit hat der Rundgang vielleicht neue Erinnerungen geschaffen und etwas Unsichtbares sichtbar gemacht.

Ist jede Erinnerung eine Form von Archiv?

Ich glaube, mehrere zusammen schon. Es gibt viele Leute in Baden, die nicht wussten, dass das Klösterli einmal eine Erziehungsanstalt für Mädchen war. In meinem Rundgang wecke ich Erinnerungen, wecke die Geister dieser Mädchen und Frauen, lasse sie wieder laut sein, mit Pfannen poltern und gehe der Frage nach, wie sich ihr Widerstand gegen die Herrschaft zeigte.

Womit beschäftigen Sie sich aktuell in Ihrem künstlerischen Schaffen?

Ich möchte noch präziser herausfinden, was die Eigenwilligen Archive für mich sein könnten, wie sie sich ausbauen lassen, wie gross man sie denken kann und wo ihre Grenzen liegen. Zurzeit interessiere ich mich ebenfalls für das ABB-Archiv in Baden.

Google wollte bis Ende 2023 eine Karte vom menschlichen Gehirn erstellen, erwähnen Sie in Ihrem Film. Das hat etwas Imperialistisches, etwas Koloniales.

Ich finde es spannend, dass Google zuerst die ganze Welt kartografiert hat. Und jetzt soll eine innere Welt, wie das Gehirn, als Karte dargestellt werden. Für mich hat das mit der kapitalistischen Aneignung unserer Körper zu tun. Ich denke, diese Aneignung hat sich seit der Industrialisierung verändert. Nicht nur die Arbeitskraft steht im Fokus, sondern nun auch unser Geist und unsere Kreativität werden angeeignet. Ich glaube zwar nicht, dass Google einen Masterplan hat, aber eine Karte anzulegen, hat etwas Territoriales an sich. Das Sammeln von Wissen, das Erfassen und das Weitergeben von Wissen, das ist etwas sehr Machtvolles.

Unser Gehirn ist vielleicht das grösste Eigenwillige Archiv überhaupt. Inwiefern geht es in Ihrer Arbeit darum, anzuerkennen, dass die

Wissenschaft und die Medizin noch immer nicht alles über das Gehirn wissen oder wissen können und wir das ganze Leben mit einem immensen archivarischen Potenzial verbringen?

Diese Frage beschäftigt mich weniger. Mich interessiert mehr die generelle Frage nach Geschichtsschreibung und einer kollektiven Erinnerungskultur. Von wem wurde und wird die Geschichte geschrieben und festgehalten, wie wird sie aufbewahrt, erinnert und überhaupt sichtbar? Ich denke, Geschichtsbücher und Geschichtsschreibung sind stark geprägt von festgelegten Wahrheiten, und deshalb wurde die Geschichte auch auf eine bestimmte Art erzählt.

Auf die maskuline Art.

Es gibt so viele Geschichten und Erinnerungen, die nicht in unseren Geschichtsbüchern stehen. Während meiner Schulzeit habe ich im Geschichtsunterricht nicht viele Frauen kennengelernt, die historisch etwas bewirkt haben sollen. Die Geschichtsschreibung, wie ich sie kennengelernt habe, lässt Frauen mehrheitlich weg. Das ändert sich nun mehr und mehr.

Es geht mir an sich nicht darum, die Geschichtsbücher umzuschreiben. Sonder darum, sie zu erweitern, Unsichtbares sichtbar zu machen, neue

Formen des Erinnerns zu finden. Die Auswahl der Geschichten, die erzählt werden, ist sehr prägend für eine Erinnerungskultur, und ich finde es spannend, mich mit Lücken und Leerstellen zu befassen. Und auch mit den Formen des Erzählens, wie Geschichten erzählt und wiedererzählt werden können, um mehrere Perspektiven und Wahrheiten zu erfassen, setzte ich mich auseinander. Das Erfassen und das Erzählen von Geschichte haben Einfluss auf eine Zukunft, und deshalb ist für mich eine Auseinandersetzung umso wichtiger. Das beinhaltet außerdem die Frage, wie man Geschichte noch anders archivieren könnte.

Haben Sie eine Version oder Vision davon, wie das passieren könnte?

Wenn es um die Zukunft geht, leitet mich das Spekulative an. Ich lehne mich dabei gedanklich gern mal aus dem Fenster und halte danach Ausschau, was wahr werden könnte. Wer weiß, was Eigenwillige Archive noch alles sein können, und vielleicht werden sie immer grösser und konkreter, und möglicherweise entwickelt sich daraus ein Vorschlag, wie man in Zukunft archivieren kann.

Unser abgedrucktes Gespräch in den «Brugger Neujahrsblättern» ist auch ein Archiv.

Ja, das stimmt. Eine Erinnerung, die sichtbar wird.

«Die ‹gewöhnlichen› Archive sind an Gebäude gebunden, an Keller, an eine perfekte Aufbewahrungstemperatur, an Schachteln, und sie sind abhängig von der Entscheidung, was genug Wert hat, aufbewahrt zu werden»:
Lea Schaffner in ihrem Atelier in Zürich
(Bild: Caroline Dahl)

